

L. P. 290.

Ornath

idn = 804423A

L. v. 290.

broffieren

N. 429.

Brief-Tanzen

aus dem

Oppacher Rettungshause.



Dresden,

Druck der Königl. Hofbuchdruckerei von C. G. Meinhold & Söhne.

1855.

L.V. 290.

Brief-Tauben

aus dem

Oppacher Rettungshause.

Erstes Best.

I.

Instruction für die Brief-Tauben.

Ihr Täubchen! fliegt hinaus,
Fliegt in die weite Welt,
Daß ihr vom Rettungshaus
Die Blättlein mir bestellt.
Könnt ihr gleich nichts berichten
Vom Kriegesschauplatz her,
Nicht Raub- und Mordgeschichten
Und was dergleichen mehr,
Heißt man euch doch willkommen
Aus christlichem Gemüth,
Weil ihr zu Nutz und Frommen
Der Menschheit euch bemüht.
Fliegt hin nach den Palästen,
Wo Glanz und Ueberfluß
In immer neuen Festen
Sich steigert zum Genuß,

1



Und dennoch für die Armen
 Ein Herz voll Liebe schlägt,
 Das christliches Erbarmen
 Mit Menschenelend trägt;
 Und kehrt auch in den Hütten
 Bei schlichten Leuten ein,
 Dort wird der Blättlein Bitten
 Auch nicht vergeblich sein;
 Doch kommt ja bald zurücke,
 Bleibt nicht zu lange aus —
 Es harren Aller Blicke
 Auf euch — im Rettungshaus.

u. u. J.

II.

Was wir wollen mit unserer Taubenpost?

so zu fragen, hast Du ein gutes Recht, lieber Leser! So laß
 Dir denn berichten, daß in Dypach, einem Oberlausitzer Ge-
 birgsdorfe, vor nahezu einem Jahre, ein Rettungshaus be-
 gründet ward. Darin befinden sich jetzt ein und zwanzig Kna-
 ben. Bevor sie zu uns gebracht wurden, schweiften sie, sich
 selbst überlassen, bettelnd umher, verwildernd an Gemüth und
 Körper. So sind denn die meisten von ihnen herangewachsen
 fast ohne allen Schulunterricht, Eltern und Angehörigen ent-
 fremdet, die sich wohl bisweilen nicht ungern der Fürsorge
 überhoben sahen. Das ging denn doch den Heimathsgemein-
 den dieser Kinder an's Herz. Die Vorstände dieser Gemein-
 den übergaben uns daher die Kleinen, um sie zur Gottesfurcht,
 zum Gehorsam, zur Arbeitsamkeit und Ordnung zu erziehen

und für den Schulunterricht empfänglich zu machen. Wohl ist das viel verlangt, aber wir haben's in Gottes Namen unternommen. Bis jetzt können wir mit dem Erfolg unserer Bestrebungen zufrieden sein. In unserm ganz ländlich eingerichteten Hause führt ein erfahrener Hausvater zugleich mit der Hausmutter, seiner Ehefrau, das Regiment, wie es eben Noth thut, mild oder streng. Das trägt auch schon seine guten Früchte. Im Frühjahr, Sommer und Herbst sind die Knaben mit Feld- und Gartenarbeit beschäftigt. Im Winter wird gesponnen, gespult und diese und jene nützliche Arbeit vorgenommen, wie sie den kindlichen Kräften angemessen ist. Den Schulunterricht empfangen die Kinder in der Schule des Orts. So hoffen wir, das Werk der sittlichen Veredelung dieser Knaben werde mehr und mehr fortschreiten und gelingen. Aber — mit unserm Willen allein ist's freilich nicht gethan. So etwas kostet Geld, verhältnißmäßig viel Geld, selbst bei der größten Einfachheit, Beschränkung und Sparsamkeit. Wir mußten ein Haus kaufen mit Feld und Garten und es für den Zweck der Anstalt einrichten. Jetzt, da es von einer so zahlreichen Familie bewohnt ist, haben wir zu sorgen für Beköstigung, Kleidung, Wäsche, Heizung, für Besoldung des Hausvaters, wir haben Steuern zu zahlen und sonst noch Manches zu leisten und zu schaffen. Wo kam aber das Geld her, das Alles in's Werk zu setzen? — Nun — da haben wir mündlich bei Freunden und Bekannten gebeten, auch schriftlich in vielen hundert Briefen, ferner öffentlich in den Zeitungen, man möge mit-helfen an dem Werke, das wir begonnen. Und — siehe da — viele Gaben der Liebe wurden in unsere Hände gelegt, und auch die Behörden unserer Provinz unterstützten uns und unterstützen uns noch. Alles, was uns zugekommen, ward gewissenhaft verwendet. Aber es will doch immer nicht reichen, da die Verpflegungsbeiträge, die wir den Heimathsgemeinden der Pflinglinge abverlangen, so mäßig sind, daß sie den Unterhaltungsaufwand nicht decken, so höchst einfach auch unsere Anstalt eingerichtet ist. Jetzt nun, wo wir darauf bedacht sein

müssen, im Frühjahr durch einen weitem Ausbau im Innern unsers Hauses mehr Raum zu beschaffen, da der Gesuche um Aufnahme von Pfleglingen so viele an uns gelangen, jetzt eben — blicken wir auf den fast leeren Boden unserer Casse. Doch das darf uns nicht entmuthigen. Wir wollen fest sein im Vertrauen auf den Segen von Oben, der nicht ausbleibt bei Werken der Liebe, wie wir es ja selbst mit innigem Danke gar vielfach empfunden. Damit wir aber nicht immer nur bitten und wieder bitten, haben wir uns vorgenommen, nächst unsern Leistungen für das Gedeihen der Anstalt selbst, auch sonst noch etwas zu bieten, sei es auch nur eine Wenigkeit, und sind daher auf den Gedanken gerathen, den Andere vor uns auch schon gehabt, eine Art Tauschhandel zu unternehmen. Wir wollen nämlich für die Scherlein, die man uns aus gutem Herzen zukommen läßt, wieder etwas liefern. Freilich nichts weiter, als die Blättlein, wie sie hier vor Dir liegen, lieber Leser, und darinnen wirst Du finden allerlei kleine Aufsätze, Gedichte, ernste und scherzhafte, Lesefrüchte mannigfacher Art, wenn gleich leichte vergängliche Waare, doch aber vielleicht nicht ganz unwillkommen oder wenigstens geduldet beim Kaffeestündchen, oder wenn der Theekessel im trauten Familienkreise erscheint. Diese Blättlein soll die Taubenpost aus unserm Rettungshause spediren, dahin, dorthin, gegen eine ganz mäßige Gebühr, die der Leser um des guten Zwecks willen dafür gern bewilligen möge. Wollen einmal sehen, wie weit wir damit kommen, was unsere Schriftstellerei unserm Armenkinderhause einbringen wird, oder ob wir das Geschäft, das uns allerdings recht ungewohnt vorkommt, aufgeben müssen.

Hiermit, lieber Leser, haben wir nur nachgewiesen: „was wir wollen mit unserer Taubenpost.“

Ihr lieben Leutchen draußen, schaffet, daß wir uns nicht arg verrechnet haben mögen!

U. u. J.

III.

Aus dem Türkenkriege.

Dem Kaiser, der von Türkenschaaren
Bei Nacht umringt ist, folgen kühn
Drei wack're ung'rische Husaren
Und haun sich durch und retten ihn,

„Wer sind die Braven? Tapfern Leuten
Wie euch,“ ruft Joseph, „Dank und Lohn!“
„Wir sind drei Ungarn!“ und so reiten
Zurück sie schweigend zur Schwadron.

Nach Dank und Lohn begehre nicht! —

In sich gewinnt der brave Mann
Durch das Bewußtsein seiner Pflicht
Viel mehr, als Gold gewähren kann!

A. v. U.

IV.

Codesmuthige Handlung einer amerikanischen Wilden.

John Marshall in seiner Lebensbeschreibung Georg Washingtons erzählt eine Thatsache als ein Zeugniß der todesverachtenden Hingebung eines amerikanischen Mädchens. Das Ereigniß fällt in jene Zeit, da die Engländer die ersten Versuche zu Ansiedelungen in Amerika machten, um das Jahr 1607. Eine kleine Ausrüstung, welche im Jahre 1606 aus England absegelte, entdeckte in der Nähe des Vorgebirges Heinrich eine Insel von mäßigem Umfange. Man beschloß wegen ihrer günstigen Lage dort eine Colonie zu gründen und nannte die Ansiedelung Jacobstadt. Durch Talent und Umsicht im Allgemeinen und bei den wiederholten feindlichen Angriffen der

Eingebornen auf die Ansiedler durch große Unerforschlichkeit und Klugheit hatte Hauptmann Smith allgemeine Anerkennung sich erworben. Die Colonisten übertrugen ihm daher die oberste Gewalt. Er errichtete in Jacobsstadt Festungswerke, um gegen plötzliche Ueberfälle der Wilden sicher gestellt zu sein. Mit mühevoller Arbeit, bei der er immer der Erste war, erbaute er Wohnungen. Zur Zeit der Erndte drang er mit einer kleinen Mannschaft in das Innere des Landes und verschaffte reichliche Beiträge an Lebensmitteln und solchen Gegenständen, deren die junge Anstiedelung bedurfte. Bei einem Versuche, den Anfang des Flusses Miccahominy zu entdecken, ward Smith von einer großen Anzahl Indianer bemerkt und angefallen. Als er nach einem tapfern Gefecht sich zurückziehen wollte und seine Aufmerksamkeit auf den Feind gerichtet war, gegen den er noch bei seinem Rückzuge focht, sank er bis an den Hals in einen Sumpf und war gezwungen, sich zu ergeben. Er verlor indeß seine Geistesgegenwart nicht und zeigte ihnen einen Seecompaß, über den sie sich außerordentlich wunderten. Vorzüglich erstaunten sie über das Spielen der Nadel und über die Unmöglichkeit, sie zu berühren, da sie sie doch so deutlich sahen. Er unterhielt sie mit so wunderbaren Geschichten von den Eigenschaften eines Compasses, daß er ihnen eine Art Ehrfurcht einflößte, die sie abhielt, ihn, ihrem ersten Vorhaben gemäß, auf der Stelle umzubringen. Sie führten ihn im Triumph durch verschiedene Ortschaften zu Pocahatans Palaste, der der mächtigste König in jenem Theile des Landes war. Hier wurde er zum Tode verurtheilt; sein Haupt sollte auf einen Stein gelegt und sein Gehirn mit Kolben ausgeschlagen werden. Er war bereits auf dem Richtplaze angekommen und sein Haupt lag auf dem Steine, den Todesschlag zu empfangen, als Pocahontas, die Lieblingstochter des Königs, ein Mädchen von dreizehn Jahren, deren Bitten für sein Leben vergeblich gewesen waren, herbeisprang und sich zwischen ihn und den Scharfrichter stellte. Sie umschlang den Kopf des dem Tode geweihten Mannes

mit ihren Armen, legte den ihrigen darauf und hielt so den Henker ab, den Todesstreich zu führen. Der König ward dadurch bewogen, dem Gefangenen das Leben zu schenken und ihn nach Jacobsstadt zurückzuschicken.

Pocahontas, welche ihre Anhänglichkeit für die Engländer immer erhalten hatte, verheirathete sich später, mit Bewilligung ihres königlichen Vaters, mit einem jungen angesehenen Manne in der Colonie, Namens Rolfe und blieb stets die Vermittlerin der freundlichen Beziehungen zwischen ihrem Vater und den Engländern.

V.

Die Uhr.

Frei war der Mensch in gold'ner Unschuld Tagen,
Ein ächter Zögling der Natur;
Doch konnt er nicht der Freiheit Glück ertragen
Und — er erfand die Uhr.

Was ewig rollt nach unermessnen Fluthen,
Der Vorzeit wie dem Jetzt enteilt,
Hat karg er nach Secunden und Minuten
Gemessen, eingetheilt.

Vermeinend, Größ'res sei ihm nie gelungen,
Als daß vom Laufband bis zum Grab
Er in's Gesetz die Geister eingezwungen,
Das für die Zeit er gab.

Seitdem berechnet er die Menschenhändel,
Den Lebenslauf für Nacht und Tag,
Nach seiner Wanduhr immer regem Pendel,
Nach seiner Stadtuhr Schlag.

Beängstigt, wenn der Zeiger abgewichen,
 Als ob Gefahr den Staat bedroht,
 Erhebt der Mensch in allen Himmelsstrichen
 Die Uhr sich zum Despot.

Schlaf und Erwachen, Arbeit, Trank und Speise,
 Erholungskraft, selbst das Gebet,
 Bestimmt die Uhr, genau nach Gang und Weise,
 Wie sich die Spindel dreht.

So herrisch ist der Dämon, rastend nimmer,
 Der in dem Uhrgetriebe pikt,
 Daß er selbst Fürsten hier in's Arbeitszimmer,
 Dort in die Schlachten schiekt;

Das Schiff begleitet in die Meeresfernen,
 Den Bergmann in die Schachtengruft,
 Den Astronom zum Spähn nach Nebelsternen,
 In's Chor den Domherrn ruft.

O! Heil dem Freien, eignen Weges wallend,
 Den nicht die Uhr zur That bestimmt,
 Der höchstens nur zuweilen, leis verhallend,
 Der Dorfuh'r Schlag vernimmt!

Der, wenn die Arbeit winkt, in vollem Maasse
 Sich ungestört ihr überläßt,
 Nicht zählend ab den Sand im Stundenglase,
 Durch Kunst herabgepreßt.

Dem seine Kost, nur einfach zubereitet,
 Nicht erst die Mittagsglocke mist,
 Der, wenn der Schlaf zum Ruhbett ihn leitet,
 Nicht fragt: welch Zeit es ist? —

Ihm ist die Zeit ein Schiff auf Meereswogen,
 Das, bald von rauhem Sturm bewegt,
 Bald wie auf glatter Bahn dahingezogen,
 Stets ungebeugt die Masten trägt.

Du sollst die Zeit, die Zeit soll Dich nicht fassen,
 Behaupte Deine Freiheit nur!
 Doch horch! — O weh! Ich muß das Dichten lassen,
 Denn — eben schlägt die Uhr!

A. v. U.

VI.

Schreiben der Rathmänner, die 1488 zu Glogau im Gefängnisse Hungers starben.

Vorbemerkung.

Eine alte Abschrift dieses Schreibens befindet sich (siehe
 Worbs Archiv der Geschichte Schlesiens und der Lausitzen,
 Thl. 2. S. 177) im Rathsarchiv in Görlitz. Um das Schrei-
 ben hier gemeinfaßlicher zu machen, ist die alte buchstäbliche
 Schreibart nicht beibehalten, wohl aber die Fassung.

Geschrieben im Thurme auf dem Schlosse zu Glogau in schwerem
 Gefängniß am Mittwoch nach Maria Magdalena am 23. Juli 1488.

Nach der Geburt Christi 1488 am Sonnabend vor Oculi
 (8. März) in der heiligen Fasten, da hat der hochgeborne Fürst
 Herzog Hans von Sagan uns armen Leuten, die Zeit an
 Raths Statt gefessen haben zu Glogau, nämlich: Johannes
 Keppell, Matthias Kelfer, Hans Prüfer, Antonius Knappe,
 Caspar Scherer, Nicolaus Gunzell und Bernhard Dreißig-
 marg in Gefängniß genommen und selbst gefangen und uns

beschuldigt mit viel Klagen, der wir vor Gott unschuldig sein. Wir haben auch uns zu Hand verantwortet, und zu verantworten erboten. Unter den Klagen war das Eine, daß wir an Land und Städten die von Königlicher Majestät wegen gesammelt waren, sollten geschrieben haben, sie sollten kommen, wir wollten ihnen Schloß und Stadt Glogau eingeben, das wir nie gedacht hatten und boten unsere Unschuld und Antwort und auch auf alle die andern Klagen. Es mogte uns aber alles nicht helfen. Er wollte auch unsere Antwort nicht hören und ließ uns arme unschuldige Leute in schweres Gefängniß setzen in einen feulichten Thurm auf dem Schlosse zu Glogau, da wir in großer Noth und Jammer gefessen. Auch haben wir auf die heilige osterliche Zeit fleißig gebeten, daß man uns nach Ordnung und Gebot der heiligen christlichen Kirchen die heiligen Sacramente wollte mittheilen; es hat aber uns armen Leuten nicht wiederfahren können. Alsdann sein wir von den Unfern aus der Stadt gespeiset worden, darnach wollte er es uns nicht mehr vergönnen und wurden da von Hofe gespeiset eine kurze Zeit des Tages zwier und dann fort nicht mehr denn einmal. Allda haben wir alle sieben in großer Noth und Jammer gelebt, mancherlei Mergste und Dürftigkeit erlitten wir und in was Weise, wäre viel davon zu schreiben und zu sagen; die Zeit leidet es nicht. Und sind bei einander blieben bis auf den Abend der Allerheiligsten Jungfrauen Maria ihrer heiligen Aufnehmung in den Himmel. Da ist einer aus unsern Mitteln, nämlich Antonius Knappe, gestorben ohne alle Sacrament der heiligen Kirchen, darum wir alle und er selbst fleißig gebeten haben; es mogte ihm nicht geschehen mögen und ist also in Reu und Innigkeit auf die Barmherzigkeit Gottes als ein fromm Christenmann verschieden. Der allmächtige Gott sei ihm barmherzig und gnädig. Nach seinem Abscheiden haben wir aber große Noth und Mergsten erlitten und sie haben uns da mancherlei unter Augen gehalten und haben uns wollen Sachen finden, deren wir unschuldig sein vor Gott. Und da sie keine Sachen an

uns finden konnten, haben sie aber uns eine Zeit lang lassen sitzen, jezund Speis und Trank genug geben, bald wieder nichts und haben uns also in Noth und Dürstigkeit lassen sitzen bis auf den Tag unserer lieben Frauen ihrer Geburt den man den letzten nennt: (8. Sept.) da haben sie uns zusehend den andern Tag darnach weder Speise noch Trank geben und haben jezund also gefessen bis an den vierten Tag, daß uns weder Speise noch Trank worden ist. Mag ein jedermann wohl merken, wie lange wir ohne Speise und Trank gewesen. Wir haben fleißig vermahnt und gebeten um die Sacrament der heiligen christlichen Kirchen, sie sind uns alle versagt; nun merken wir, daß wir eines grausamen und ängstlichen Todes sterben müssen, der allmächtige Gott wollte uns denn sonderlichen mit seinen göttlichen Gnaden erhalten. Hierinne so bezeugen wir vor allen den die unsere Schrift sehen oder hören lesen, daß wir um die Sacrament der heiligen Kirchen gebeten und sie uns versagt worden, daß wir sterben in dem heiligen christlichen Glauben und in Gehorsam der heiligen christlichen Kirchen. Und bitten Gott, daß er durch seine grundlose Barmherzigkeit und seinen heiligen bitteren Tod uns wollte verleihen in diesem Leiden und Jammer Beständigkeit und Geduld bis an unser Ende und ein seliges Ende und nach diesem Leben das ewige Leben. Amen! Geschrieben in großem Jammer und Betrübniß am Freitag vor exalationis S. crucis: (14. Sept.) im Jahre der Geburt Christi 1488 da hatten sie uns jezunder bei vier Tagen weder Speise noch Trank gegeben. Der allmächtige Gott vergieb es ihm und allen den die Rath und That darzu geben.

Am Sonnabend an dem Abend des heiligen Kreuzes (15. Sonntag nach Trinitatis) da sind sie aber zu uns kommen und haben da Nicolaus Gunkell aus Gnaden von uns aus dem Thurme gezogen und haben uns andern lassen sitzen, haben wir aber fleißig ermahnt und gebeten um die Sacrament der heiligen christlichen Kirchen; wir mochten keine Antwort erlangen, also baten wir, daß man uns Speise und

Trank geben, da ließen sie uns geben ein halb Schog Bucheckern und zwo Kannen Bier und eine Kanne Wasser, damit mußten wir uns behelfen bis auf den Dienstag. Am Dienstag erbaten wir kaum um Gotteswillen, daß man uns eine Kanne Trinken gab darinnen bei zehn Quart Bier. Da behelfen wir uns aber mit großer Noth bis auf den Dienstag nach Lamperti (17. September). Denselbigen Tag haben wir große Noth erlitten Durstes halber, wir haben geschrieen und gebeten um Gottes und unserer lieben Frauen willen um ein Trunk Wasser; er konnte uns nicht werden und mußten große Noth Durst halber leiden. In derselbigen Noth habe ich das geschrieben. Wie es Gott fort machen will, steht zu seinen Gnaden, denn geben sie uns nicht mehr Speise und Trank, so kann es mit uns nicht lange währen, doch durchwirft uns der Hunger nicht also weh als der Durst.

Johannes Keppel.

Schlußbemerkung.

So lange der Herzog in Glogau war, litten die Gefangenen keine Noth. Erst nachdem er am 14. Juni Glogau auf immer verließ, fingen sie an Mangel zu leiden. Sie bekamen nach und nach immer weniger und endlich gar nichts mehr. Ein Beamter des Herzogs nahm zuletzt die Schlüssel zum Gefängniß an sich.

VII.

Vorbemerkung zu dem nachstehenden Gedichte.

Dies Gedicht hat etwas sehr Eigenthümliches. Bei allem Scharfblick, den wir unsern geehrten Lesern zutrauen, dürfen wir doch annehmen, daß es ihnen nicht gar leicht sein werde, diese Eigenthümlichkeit sogleich herauszufinden.

An Gott!

Du bist! Du bist!

O Du, bei dem kein Anfang und kein Ende ist!
Dich faßt kein Staubgedank', Dich fassen Engel kaum,
Die Schöpfung schwimmt um Deinen Saum!

Licht ist dein Kleid!

Und Lieb' und Huld Dein Blick, weit, wie Dein Himmel weit,
Vom staubigsten Insect bis zu dem Behemoth
Bist Du die Allmacht! bist Du Gott!

Was ist, ist Dein!

Du winkst und es ist Nacht und es ist Sonnenschein,
Den blauen Himmelsaal hat Deine Allmachtshand
Wie einen Teppich ausgespannt.

Und ich bin Dein!

Und meine Seele, die Du hauchtest, sie ist mein,
Und ewig soll sie einst sich Deinem Antlitz nah'n
Und selig sein nach Deinem Plan.

Gott, welch' ein Plan!

Aus Liebe legtest Du ihn ewig, Gott, schon an.
Du wogst mein Loos allein, Du, dessen Majestät
Von Osten bis zum Westen geht.

Ich bin beglückt!

Weil auch Dein Aug' auf mich wie auf die Schöpfung blickt;
Und wenn mein Todestag die matten Augen schließt,
Thut sich mein Himmel auf — Du bist!

VIII.

Der Obelisk

vor der Peterskirche in Rom stand früher neben der Sakristei der Peterskirche. Unter Papst Sixtus V. ward er auf seinen jetzigen Standort, auf die Mitte des Petersplatzes, vor den Eingang der Kirche versetzt. Der Künstler, welcher dieses mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpfte Unternehmen glücklich ausführte, war der römische Architekt Dominicus Fontana. Der 113 Palmen hohe Obelisk, der unten zwölf, oben acht Palmen Breite hat, wiegt beinahe eine Million Pfunde. Man denke sich das Wagniß, eine solche Masse unbeschädigt niederzulegen und an einem andern Orte wieder aufzurichten. Fontana ging unverzagt an das Werk. Er ließ zuerst zum Fußgestell der Säule den Grund legen. Dann wurden viele überaus starke Seile verfertigt, auch starke eiserne Stangen, um den Obelisk damit zu belegen und große Haufen von eisernen Kloben, Bolzen, Reifen aller Art. Aus den Wäldern von Nettuno langten große Balken an, von solcher Länge und Schwere, daß jeder von sieben Paar Büffeln gezogen wurde; von Terracina kamen dicke, aus Ulmen geschnittene Bohlen, und von San Severa Wellbäume von Steineichen für die Haspeln; alles Material von auserlesener Güte. Um den Obelisk zuvörderst von seinem Fußgestelle abzuheben und niederzulegen, ließ Fontana ein großes hölzernes Gerüst errichten und verschaffte sich mehr Raum durch Niederreißen einiger Häuser auf der einen Seite des engen Platzes. Dann bedeckte er den Boden um das Fußgestell herum, damit die ungeheure Last das Erdreich nicht niederdrücke. Auf dieser Unterlage wurden acht Säulen errichtet, zwischen denen der von Säulen gehaltene Obelisk sich auf und nieder bewegen sollte. Der Obelisk wurde in Doppelmatten eingewickelt und dann mit dicken Bohlen umkleidet. Er wog mit dieser Umkleidung 1,043,000 Pfund. Für den Tag, wo die Maschinen das erste Mal arbeiten sollten, waren die strengsten polizeilichen Vorkehrungen getroffen. Bei

Lebensstrafe war untersagt, in den den Arbeitern angewiesenen Bezirk einzudringen. Niemand sollte, bei schwerer Strafe, sich unterstehen zu sprechen.

Am 30. April 1586, dem Tage, wo das große Werk beginnen sollte, erbat und erhielt Fontana den Segen des Papstes. Rings um den Werkplatz war eine zahllose Menge von Zuschauern versammelt. 900 Arbeiter und 75 Pferde waren vereinigt. Die Trompete und eine Glocke gaben die verabredeten Signale. Die Erde erzitterte, das Gerüst erfrachte unter der ungeheuern Last. Zwölf Mal zogen die Maschinen an und jedes Mal erhob sich der Obelisk höher und wurde durch Reile und Unterlagen von Eisen gehindert, wieder niederzusinken. Endlich stand er hoch genug, daß man ihm die Schleife, auf der er weiter geschafft werden sollte, unterschieben konnte. Die Kanonen der Engelsburg gaben das Zeichen, daß das Werk bis dahin gelungen sei, die Menschenmenge machte sich Lust durch jubelndes Freuden- geschrei. In der Zwischenzeit bis zum 7. September traf Fontana weitere Veranstaltungen, auch mußte das Aufrichten der Säule ohnehin wegen der Sonnenhitze bis dahin ausge- setzt bleiben.

An diesem Tage versammelte sich wieder halb Rom an den Schranken. Mit zwei und fünfzig Zügen stand der Obelisk senkrecht auf seinem Fußgestell. Die Kanonen der Engelsburg verkündeten es. Die Arbeiter trugen Fontana auf ihren Schultern durch die Stadt unter dem Jubel der Einwohner. Sixtus ernannte ihn zum Ritter, erhob ihn in den Adelstand, gewährte ihm eine Pension von 2000 Scudi, schenkte ihm noch überdies 5000 Scudi doco und alles beim Werke ge- brauchte Material, aus dem der Baumeister 20,000 Scudi löste.

Das Gelingen dieses Unternehmens ist um so mehr zu beachten, als Fontana keine Vorgänger hatte, deren Erfah- rungen er benutzen konnte.

Oberlausitzische Bibl. Görlitz



1006193 0